

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 4. April 1901.

(Nachdruck verboten).

Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Lohde.

(Fortsetzung)

„Gewiß nicht; aber ich bin überzeugt, auch Hildegard wird mit mir heute nicht tanzen.“

Dabei flog ein eigenthümliches Lächeln über Walters Züge, das Eugen noch betroffener machte. Er zuckte ungeduldig die Achseln und sagte:

„So komm zu ihr, ich sehe sie eben mit Olga ins Nebenzimmer treten, mag sie dann entscheiden.“

Walter folgte dem voranschreitenden Freunde. Die Schwestern standen etwas abseits von den Gruppen der andern. Olga ordnete vor dem Spiegel die Blume in ihrem blonden Haar. Sie war ein hübsches, schlankes Mädchen, klein und zierlich, ganz zu dem schmucken Husarenleutnant passend. Hildegard überragte sie um halbe Kopflänge, eine vornehme Erscheinung, aber sehr bleich, ja von krankhaft zartem Aussehen. Bei der Annäherung Walters stieg ihr das Blut in die Wangen; aber sie rührte sich nicht von ihrem Platze und erwartete in gehaltener Ruhe seine Anrede.

„Eugen wünscht, daß wir miteinander tanzen,“ redete Walter sie an, „um ihm und Olga nicht die Freude zu verderben. Ich überlasse Dir die Entscheidung, ob Du mir dazu die Hand noch einmal reichen willst.“

Er hatte die letzten Worte so eigenthümlich betont, daß Olga einen raschen, ängstlichen Blick auf ihre Schwester warf.

„Ich danke,“ entgegnete Hildegard kurz, „ich möchte heute lieber nicht tanzen.“

Damit wandte sie sich um und schritt mit Olga an ihrem Verlobten vorüber dem Saale zu. Dieser wandte sich mit einem Achselzucken an Eugen:

„Du hörst, sie hat abgelehnt.“

„Aber ich bitte Dich, erkläre mir —“

„Du wirst alles seiner Zeit erfahren. Der Onkel wünschte heute noch darüber Schweigen zu bewahren; doch kann ich Dir, ohne diesen Wunsch zu verletzen, zur Erklärung mittheilen, daß ich in wenigen Tagen schon M. verlasse. Heute morgen ist mir die Berufung in das Auswärtige Amt nach Berlin zugegangen.“

Eugen starrte den Freund sprachlos an.

„Und von dem allen hast Du mir nichts gesagt?“ brachte er endlich mühsam hervor. — „Du bist also um Versetzung eingekommen und mit Zustimmung Deines Schwiegervaters, wie ich wohl annehmen darf?“

„Mit des Onkels voller Zustimmung, ja,“ war die Antwort. „Seiner Befürwortung besonders verdanke ich diese Veränderung meiner Laufbahn.“

Eugen athmete tief auf. „Ich verstehe,“ sagte er und verließ mit einem Seufzer das Gemach.

Im Saale reiheten sich schon die Paare zum Tanze. Eugen eröffnete mit Olga den Ball.

Hildegard trat hinaus auf die Terrasse, von der man den Garten überschauen konnte. Niemand war dort. Unter ihr auf den erleuchteten Wegen des Gartens wandelten heiter plaudernde Gäste, von innen tönte die Tanzmusik an der Einsamen Ohr. Auf einen durch Topfgewächse gegen den Garten geschützten Platz ließ sie sich nieder. Sie hatte dem Vater, der Schwester ein großes Opfer gebracht, daß sie heute an dem Feste theilnahm. War ihr doch wahrlich nicht festlich zu Muth. Heute vor wenig Stunden erst hatte sich ihr Schicksal gewendet, hatte sie die Kraft gehabt, die Kraft und den Stolz, dem Manne, dessen Herz sie verloren, zu sagen:

„Wenn wir jetzt scheiden, so scheiden wir für immer.“

Mit welcher inneren Befriedigung er diese Worte, die ihr so bittere Schmerzen bereiteten, aufgenommen hatte!

„Es war ein Irrthum,“ antwortete er mit gesenktem Blick, „daß wir glaubten, uns verstehen zu können. Ich danke Dir, Hildegard, daß Du den Muth der Wahrheit fandest, das letzte entscheidende Wort zu sprechen.“

Ihr Vater war zugegen, er winkte ihr beistimmend zu. Mühschied man voneinander. Der Vater trat zu ihr und hob ihr niederbeugtes Antlitz empor.

„Mein tapferes Kind!“ sagte er bewegt. „Es war recht, was Du gethan hast, und ich habe es erwartet. Nun aber bewahre auch Deinen Stolz bis aufs letzte. Zeige dem Ungetreuen nicht, was Du leidest, und wenn es möglich ist, keinem im Hause, selbst nicht Deiner Schwester Olga. Einen Schmerz, wie den Deinen, muß man allein in sich auskämpfen, helfen kann Dir dabei niemand.“

„Niemand!“ Wie das immer und immer wiederhallte in ihrem Innern! — Niemand kann ihr helfen; sie muß allein tragen, was doch so schwer zu tragen ist — sie fühlt es wie einen stechenden Schmerz in der Brust und preßt die Hand auf das klopfende Herz.

Draußen schreitet jetzt Helene an der Seite Cornelien's an der Terrasse vorbei, blendend schön in dem festlichen Gewande, einen Brillantstern als einzigen Schmuck in dem reichen, leichtgewellten, kastanienbraunen Haar. Hildegards heiße Blicke folgen der herrlichen Gestalt der Mutter, in ihr wallt es auf in bitterem Groll. Diese schöne Frau mit den sanften Zügen, mit den strahlenden blauen Augen, der weichen, einschmeichelnden Stimme ist die Zerstörerin ihres Glückes. Sie hat ihr das Beste geraubt, die Liebe des Mannes den sie von Kindheit an im Herzen getragen, dessen Bild in ihr gelebt hat, seitdem sie denken kann, mit dessen Person alle Träume des Glückes ihrer Zukunft eng verwebt waren. Die Vergangenheit erhebt sich vor ihrem inneren Blick, eine Anklage gegen die Frau,

die der Vater an der Stelle der geliebten heimgegangenen Mutter zu ihnen ins Haus geführt hat. Sie sieht Walter als früh verwaisten Knaben und Jüngling in dem Familienkreise als geliebtes Mitglied empfangen und gehalten, sie hört noch seine zärtliche Stimme, mit der er ihr einst sagte: „Hildegard, Du mußt mein liebes Weib werden, damit ich nie mehr der sorglichen Liebe dieses Hauses entbehre.“ Und diesem Glück des Verstehens und Gelobens, dem still geschlossenen Brautstande folgte wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel Krankheit und Tod der Mutter. Ach, sie hatte lange den Todeskeim in der Brust gespürt. Es war ein Familienübel, dem sie erlag, das langsam schleichend herannaht und noch Rosen auf die Wangen zaubert, wenn innen schon der Tod lauert. Aber die Liebe zu den Thren hatte sie über die Leiden, die sie im Stillen trug, schweigen gelehrt. Um so heftiger brach plötzlich das lange niedergehaltene Uebel hervor. Nach wenigen Monden schon schlossen sich die treuen Augen für immer, nicht ohne daß sie vorher den Herzensbund ihrer Tochter gesegnet hatte. Und dann kam ein Jahr der Trauer, der Stille und Einsamkeit, über dem aber doch verklärend das stille Glück der Liebe schwebte, bis sie ins Haus kam, die schöne Stiefmutter, die der Vater ihnen mit der süßen Verheißung zuführte, sie werde ihnen die Liebe der Gestorbenen ersetzen. Und jetzt? Nicht Friede und Liebe, nein Unheil und Zerstörung hatte sie in das Haus des Vaters gebracht. War denn der Vater glücklich? Sein ernstes Wesen, die gefaltete Stirn, sein trüber Blick sprachen nicht dafür. Ach, auch er kämpfte im eigenen Herzen durch, wobei ihm niemand helfen konnte! — Hätte er doch keine Augen haben müssen, um nicht zu sehen, was sie gesehen hatte, wie die Blicke Walters allmählich von verehrender Bewunderung zu heißer Leidenschaft sich erhoben, so oft sie auf dem schönen Antlitz der Stiefmutter ruhten. Und wie hatte diese sich gewandelt in der letzten Zeit? Wie wurde der Verkehr der beiden Gatten von Tag zu Tag kühler! Früher hatte der Vater bei aller Strenge und festen Form, in die er sein Hauswesen zu fügen liebte, und der auch seine junge, geliebte Frau sich anbequemen mußte, doch oftmals seine zärtliche Neigung für Helene selbst vor seinen Kindern gezeigt. Jetzt hallte mehr und mehr ein Ton der Unzufriedenheit durch jede Berührung mit seiner Gattin. Sie aber nahm alles schweigend hin ohne Abwehr; aber ihr Blick klagte, der geschlossene Mund klagte es, daß sie nicht glücklich sei. Auch sie litt; das war ein Trost für der Gefrängten wunde Seele.

Helene ahnte nicht, als sie mit der Freundin an der Terrasse vorüberschritt, welch ein Blick voll Schmerz und Zorn ihr von dort folgte. Sie fühlte sich heute angeregter als seit lange. Das Fest im Freien, die Beleuchtung des Gartens hatten viel Anziehendes für ihren phantastischen Sinn. Nicht müde wurde sie, immer und immer wieder sich an dem Farbenpiel des bengalischen Feuers auf dem Wasserfall zu erfreuen. Cornelia belächelte ihr Entzücken; sie hatte Großartigeres gesehen, um solchem ländlichen Feste besonderen Geschmack abzugewinnen.

„Ich dachte, wir sehen uns auch einmal den Tanz im Saale an,“ wandte sie sich daher zu Helene.

Helene folgte ihr ungern, aber sie folgte doch. Da es der Präsident nicht liebte, wenn sie sich am Tanze betheiligte, hätte sie es vorgezogen, die schöne Nacht noch länger draußen zu genießen. Dem Wunsche des Gastes mußte indessen nachgegeben werden.

In der Thür des Saales stand der Präsident und der Landrath. Trotz seiner sechzig Jahre war der Präsident ein stattlicher, ja schöner Mann. Seine hohe Gestalt trug er noch völlig aufrecht, und der charaktervolle Kopf zeigte jugendliche Energie. Der kleine, wohlbeleibte, gutmüthig aussehende Landrath sah unbedeutend neben der vornehmen Gestalt aus. Bei der Annäherung der Damen wandte sich der Präsident mit einer gewissen unruhigen Hast, die seinem gehaltenen Wesen sonst fremd war, zu seiner Frau.

„Ich suchte Dich schon, Helene,“ sagte er, „es wird kühl

draußen, und die Frau Baronin giebt vielleicht unserem Wirth die Ehre, sich am Tanze zu betheiligen.“

Cornelia sah den Präsidenten und dann Helene etwas ungewiß an; da seine Gemalin nicht tanze, erwiderte sie, glaube sie es für sich angezeigt, der Jugend den Platz zu überlassen.

„Da thäten Sie unrecht, meine Gnädigste; meine Frau trägt die Jahre ihres Mannes mit. Sie haben eine solche Rücksicht nicht zu nehmen.“

Damit bot er der Baronin den Arm und führte, vom Landrath mit Helene gefolgt, die Damen in den Saal.

In einem anstoßenden Gemache, das gleichfalls einen Ausgang nach dem Garten hatte und durch die geöffneten Thüren von erfrischender Kühle durchzogen war, saßen die älteren Damen, um von hier aus dem Tanze zuzuschauen.

Die Landrathin eilte sogleich den Eintretenden entgegen und schob Helene einen Fauteuil an ihre Seite. Cornelia war bereits auf einen Wink des Hausherrn von Kavaliern umringt, die sich beeilten, ihre Namen in die Tanzkarte einzuzichnen.

Die nächste Quadrille schon führte sie aus dem Kreise der Damen, aus dem auch der Präsident sich nach wenigen Augenblicken wieder zurückzog, um den ihm bestimmten Platz an einem der Spieltische im Nebensaale einzunehmen.

Helene folgte, in ihren Stuhl gelehnt, scheinbar aufmerksam den Bewegungen der Tanzenden. Aber ihre Gedanken weilt nicht dabei. Sie sah Walter gleich ihr zuschauend im Saale stehen; zuweilen traf sie ein warmer Strahl seines Auges. Sie hatten bisher nur wenige Worte der Begrüßung wechseln können. Noch wußte Helene nichts von den Ereignissen des Morgens, weder von der Lösung des Verlobnisses, noch von Walters bevorstehendem Fortgange. Aber sie ahnte, daß etwas geschehen sei, ein Blick in sein Antlitz hatte ihr das verrathen. Walter war ihr werth, sehr werth; noch hatte sie sich nicht gefragt, ob das tiefere Gefühl, das sie zu ihm hinzog, mit ihren Pflichten als Gattin vereinbar sei. Sie gab sich dem Reize seiner Nähe hin und empfand mit stiller Befriedigung die Bewunderung, die er ihr zollte. Aber sie wußte auch, mit welch argwöhnischem Blicke Hildegard dieses Verhältniß zu ihrem Verlobten beobachtete, sie bemerkte das kühlere Wesen ihres Gatten, und das machte sie unruhig, ja unglücklich. Konnte sie dafür, wenn Walter sich durch Hildegards oft schroffe, hochmüthige Art, die auch sie verletzte, erkälte fühlte? Könnte man ihr, die allen Freuden der Jugend entsagen mußte, nicht einmal den Genuß freundschaftlichen Verkehrs mit einem Verwandten des Hauses? Wenn etwas, so konnte das Verhalten des Gatten, der Tochter sie in eine Leidenschaft hineintreiben, die im warmen Schein der Liebe der Thren keinen Boden gewonnen hätte. Und wenn ihr Gatte auch immer von neuem sich mühte, sie in die engen Grenzen der Konvenienz wie in eine schützende Mauer zu bannen, das Gefühl läßt sich doch nicht zwingen. Einmal bricht es sich dennoch Bahn und reißt die mühsam errichtete Schutzwehr nieder. Sie erschauerte bei diesem Gedanken, und eine bange Sorge, die sie vergeblich niederzukämpfen suchte, stieg in ihr auf. Dann nahm sie sich vor, alle Kraft aufzubieten, um dem Wunsch und Willen des Gatten zu gehorchen. Aber sie wurde bald matt in dem Kampfe, und oft tönte es in ihr: Vergeblich, vergeblich! Das, wogegen Du ankämpfst, ist härter als Du selbst!

Aus den Gedanken, die wider Willen sie bestürmten, riß sie eine scherzende Anekdote der Landrathin.

„Sie sehen so sehnsüchtig nach den Tanzenden hin,“ sagte diese in ihrer harmlos gutmüthigen Weise. „Nicht wahr, das junge Herz möchte lieber dort mit fröhlich sein, als hier bei den Alten ausharren?“

Helene lächelte. Wie wenig hatte sie an den Tanz dort gedacht!

„Ich sehe gerne zu,“ erwiderte sie dann in dem Gefühle, eine Antwort geben zu müssen.

Die Gerichtsdirektorin Wehla eine sehr gepuzte steife Dame mit scharfen, spitzen Zügen, warf Helene einen wenig freundlichen Blick zu. Sie hatte eine Zeit lang die Hoffnung gehegt, der Präsident werde ihre schon in die Jahre gekommene, aber deshalb gerade besser als Helene für ihn passende Tochter zum Ersatz für die verlorene Hausfrau wählen.

„Die Männer lassen sich immer vom Aeußeren blenden, selbst die ältesten und verständigsten,“ hatte sie nach dem Bekanntwerden von Helenens Verlobung unwillig im Kreise ihrer Vertrauten geäußert. „Nun, Herr von Grumbach wird schon einsehen, was er mit dieser übermüthigen Schönheit, diesem leichtlebigen Reinhard'schen Blute sich ins Haus führt.“

Obwohl seitdem Jahre vergangen waren, konnte sie doch den Groll gegen die schöne Frau Präsidentin noch immer nicht überwinden, ja sie versäumte nie eine Gelegenheit, wo es ihr vergönnt und erlaubt schien, mit kleinen oder großen Nadelstichen die Beneidete zu verwunden. Auch heute mischte sie sich gleich mit einer gewissen Malice in das Gespräch.

„Ja, ja,“ nickte sie nach Helene hin, „es war doch wohl besser damals, als die Frau Präsidentin von Grumbach noch das schöne Fräulein Helene Reinhard, die Königin aller Feste und Bälle war.“

Helene fühlte die Spitze in den Worten der ihr unliebsamen Frau und entgegnete gereizt:

„Es ist nicht meine Natur, Vergangenes zu beklagen. Hat doch alles seine Zeit, auch die Lust am Tanzen. Ich habe mich daran gewöhnt, zuzusehen und mein Vergnügen in dem anderer zu finden.“

Die Landrätthin nickte gutmüthig.

„Gewiß, Sie haben sich musterhaft in die Würde der Frau Präsidentin gefunden. Wenn ich denke, als Sie vor fünf Jahren zum ersten mal als junge Frau hier waren, so frisch wie eine Rose und schöner als alle jungen Mädchen. Aber Sie setzten sich gleich fein ehrbarlich hier zu uns Alten und gaben keiner, auch noch so dringenden Aufforderung zum Tanze nach. Dafür tanzten die Töchter um so mehr; es war ja der erste Ball, den diese als Erwachsene besuchten.“

„O, ich erinnere mich dessen auch ganz gut,“ fiel die Gerichtsdirektorin mit ihrer scharfen Stimme ein. „Man erzählte sich schon an jenem Abend, daß Fräulein Hildegard mit ihrem Vetter verlobt sei, so eine Kinder- und Jugendliebe, die gewöhnlich ein trauriges Ende zu nehmen pflegt.“

Alle Damen schauten bei dieser indiscreten Bemerkung ängstlich nach Helene hin. Wie unschicklich, etwas so Peinliches hier zu berühren!

Helene schob das Blut ins Gesicht, sie schob rasch den Stuhl zurück, und mit der entschuldigenden Bemerkung gegen die Landrätthin, daß es gar heiß in den Zimmern sei, trat sie auf den Balkon von dem eine Treppe hinab in den Garten führte.

Die Landrätthin warf einen mißbilligenden Blick auf die Direktorin und flüsterte ihr vorwurfsvoll zu:

„Sie verschrecken die gute Präsidentin.“

„Mein Himmel,“ entgegnete diese und erhob ihre Stimme absichtlich so laut, daß sie auch draußen noch gehört werden konnte, „warum soll man nicht über etwas sprechen dürfen, wovon die ganze Welt spricht? Wenn die Frau Präsidentin sich schon durch solche harmlose Bemerkung beleidigt fühlt, so mag das seine besonderen Gründe haben.“

Die Landrätthin fuhr erschreckt vom Stuhle auf.

„Ich bitte Sie, liebe Direktorin!“

Voll innerem Unwillen folgte sie der Präsidentin, um durch einige freundliche Worte den bösen Eindruck der gehässigen Aeußerung zu mildern; als sie jedoch den Balkon betrat, war derselbe bereits leer; und sie meinte Helene die Bindeallee hinunter nach dem noch immer beleuchteten Bassinplage schreiten zu sehen.

III.

Die Bewegung im Damenzimmer, Helenens Verlassen desselben war im Saale nicht unbemerkt geblieben. Walters Augen folgten ihr mit banger Sorge und doch dabei mit innerlicher Befriedigung. So lange er in der Gesellschaft war, drehten sich seine Gedanken nur um den einen Wunsch, eine Gelegenheit zu finden, um mit Helene allein zu sprechen, ihr unbelauscht einige Abschiedsworte zu sagen. So wenig Helene über ihre Gefühle für ihn sich klar war um so mehr empfand er es mit ganzem Bewußtsein, daß er sie liebe, so heiß liebe, wie nur ein junges, leidenschaftliches Herz zu lieben vermag, aber auch daß diese Liebe eine völlig hoffnungslose sei. Seinem rechtlichen Sinn widersprach es, an das Eigenthum eines andern zu tasten, und noch dazu an das Eigenthum seines Oheims, dessen Haus dem Verwaisten ein zweites Vaterhaus geworden war, an das ihn tausend Bande der Dankbarkeit knüpften. Lange hatte er gegen das übermächtige Gefühl angekämpft, lange versucht, sich in den Schutz der Neigung Hildegards gegen den Einfluß von Helenens berückender Persönlichkeit zu stellen; Hildegard selbst hatte ihm das schwer gemacht, ja, ihn daran verhindert. Auch Hildegard war eine leidenschaftliche Natur; ihr eifersüchtiges Auge sah klar, was der Verlobte sich noch selbst verbarg. Im Gefühl ihrer gekränkten Liebe wurde ihr Wesen unsicher, ungleich; sie zeigte sich argwöhnisch ohne Grund, und scheuchte durch ihre leidenschaftlichen Aufwallungen, ihre abweisende Kühle, wenn sie sich vernachlässigt glaubte, dann wieder durch eine gar zu stürmische, reuevolle Härlichkeit den bei ihr Ruhe und Frieden gegen die eigene Unruhe des Herzens Suchenden zurück. Es war eine lange Zeit der Qual, die hinter den Verlobten lag; ein gegenseitiges Zagen und Bangen, ein Versuchen zu halten, was doch nicht mehr zu halten war, bis Hildegard endlich selbst die Entscheidung herbeiführte. Das Streben Walters, seine Verhältnisse in W. zu lösen, seine Heimat zu verlassen, offenbarte ihr mehr, als alles, was sie vorher zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Auch ihr hatte Walter so wohl wie der Vater erst von diesem Entschlusse Mittheilung gemacht, als der Erfolg ihrer Bemühungen bereits ein gesicherter war. Er wollte also fliehen, fliehen vor einer Leidenschaft, die er nicht mehr zu beherrschen vermochte. Hildegards Empfinden war das richtige. Es war in der That das Gefühl der Schwäche, die Furcht, im Kampfe gegen die eigene Leidenschaft zu unterliegen, was Walter forttrieb. Der Onkel hatte ihn ohne ein weiteres Wort der Erklärung verstanden und ihm seine Beihülfe gewährt. Auch er wünschte Walters Fortgang; er hoffte, daß damit der Friede in sein Haus wieder einziehen werde. Er beobachtete scharf und erkannte wohl, wie der Keim der Leidenschaft noch unerschlossen in Helenens Busen verborgen lag. Dem Wachsthum dieses Keimes jede Nahrung zu entziehen, schien ihm eine durch die Klugheit wie durch die Liebe gebotene Pflicht. Der Präsident liebte seine Gattin zärtlich; eine ganz jugendlich leidenschaftliche Neigung hatte ihn zu dem jungen, liebenswürdigen Mädchen hingezogen, hatte ihn über alle Bedenken hinweggehoben. Und der Bedenken waren mancherlei gewesen. Abgesehen von dem Unterschied der Jahre, war es auch ihre Familie, die wohl zurückzuschrecken vermochte. Die Reinhard's, notorische Schuldenmacher, lebten leichtsinnig und vergnüglich in den Tag hinein. Gerade in der Zeit, als der Präsident um die schöne Tochter des Rathes werb, befand sich derselbe in einer Krise, die sein Verderben unbedingt herbeigeführt hätte, wenn der angesehene Schwiegersonn nicht für ihn und damit für seine Familie mit bedeutenden Opfern eingetreten wäre. Daß Helene sich von dem Einfluß eines Lebens, wie es im Hause ihrer Eltern geführt wurde, ganz freigehalten hätte, konnte selbst die alles verklärende Liebe nicht annehmen. Der Präsident bemerkte denn auch bald bei allem Zauber der Liebenswürdigkeit, den seine Gattin noch immer auf ihn übte, eine gewisse Schwäche des Charakters, einen leichten Sinn; der über das hinausging, was er an einer und dazu an seiner Frau billigen konnte. Das Uebergewicht des Alters ließ es ihm erlaubt und leicht

erscheinen, mit der Gewalt des Vaters auch die eines Vaters zu verbinden, und durch eine gewisse Strenge von Forderungen und Einschränkungen das in der Erziehung Versäumte nachzuholen. Aber dieses Bemühen, er mußte es sich bekümmert gestehen, war bisher gänzlich ohne Erfolg geblieben, ja im Gegentheil schien sich zu dem leichten Sinn, der sich zwar scheuer verbarg als sonst, ein gewisser Troß zu gesellen, der Helene viel von der weiblichen Anmuth raubte, die ihn so entzückt hatte. Eine stärkere Differenz, ja ein Zwiespalt, der eine noch bis jetzt unausgefüllte Kluft zwischen ihnen geöffnet hatte, war entstanden, als nach dem Tode des alten Rathes der Präsident von der Witwe und deren Töchtern forderte, sie sollten die Stadt verlassen und in eine andere von ihm bestimmte übersiedeln, ja seine Beihilfe nur unter dieser Bedingung den in den ungeordneten Verhältnissen Zurückgebliebenen zugestehen wollte. Helene nahm dieses Verhalten gegen Mutter und Geschwister wie eine persönliche Beleidigung auf. Vergeblich blieben die Vorstellungen des Vaters, daß bei dem unberechenbaren Leichtsinne der Mutter in Geldangelegenheiten, bei dem immerhin kleinen Jahresgehalt, das er ihr neben der geringen Wittwenpension aussetzen könne, es für sie nur eine Versuchung mehr sein würde, wenn sie im selben Orte mit ihm lebte, daß ihr in der fremden Stadt, in der das Leben überdem bei weitem billiger wäre, niemand so leicht borgen und sie dort daher mehr im Schutze gegen die Versuchung sein werde. Helene hörte das alles mit thränendem Blicke an; sie widersprach zwar nicht mehr; aber sie war auch nicht überzeugt, und in ihrem Herzen sprang eine Saite der Bärtlichkeit für den Väter, die nicht mehr zum Tönen kommen wollte. Aber auch dieses alles verschwand gegen das Verhängniß, das durch Walter über das eheliche Glück der beiden heraufbeschworen wurde. Eine Möglichkeit nur gab es, dieses Verhängniß abzuwenden; die Entfernung Walters. Der Präsident war sich voll bewußt, daß er durch dieselbe seinem Kinde eine tiefe Wunde schlagen müsse, und dennoch zögerte er nicht. Besser jetzt zurücktreten, als vielleicht zu spät nach erfolgter Vermählung einsehen, daß man nicht für einander passe.

Der Präsident fühlte sich heute, da endlich die Entscheidung gekommen war, freier und ruhiger als seit lange. Wie konnte er ahnen, daß noch die letzte Stunde das lange Gefürchtete, so ängstlich Vermiedene herbeiführen sollte? Mit ganzer Aufmerksamkeit dem Wechsel des Spieles folgend, das er im ganzen wenig liebte, dachte er nicht daran, nach seiner Gattin zu sehen, die er im Kreise der Damen gebergen glaubte. Da trat aus dem Saale Hildegard zu ihm, ihre Augen blitzten in unheimlichem Feuer.

(Fortsetzung folgt).

(Nachdruck verboten.)

M u t h.

Novellette von Arthur Zapp.

Das Orchester begann die Einleitung zum Kontre. Die Tänzer in prunkender Uniform und im einfachen Frack schwärmten gleich Tirailleuren gegen die auf den gepolsterten Bänken im Ballsaal sitzenden Schönen aus. Ein Herr von kräftiger, hoher Figur und blondem Haar und Bart hastete so ungestüm vorwärts, daß er einen ihm voraneilenden jungen Offizier etwas unsanft an der Schulter berührte. Aergerlich blieb der Leutnant stehen und, sich umdrehend, sah er den Ungezügten mit zornblitzenden Augen an.

„Pardon!“ sagte dieser, sich entschuldigend.

Doch der Anmuth des Offiziers schien sich nicht so ohne weiteres befähigen zu lassen. Zornroth sprudelte er hitzig hervor: „Ich muß Ihnen doch bemerken, daß ich es höchst unpassend finde, so ungenirt zu drängen. Wir sind doch hier auf keinem Jahrmarkt.“

In dem Gesicht des anderen zuckte keine Muskel. Mit kühler Ruhe und einem leisen Anklang von Ironie erwiderte er: „Ich habe bereits um Entschuldigung gebeten. Mehr kann ich wohl nicht thun. Einen Fußfall werden Sie ja doch nicht verlangen.“

Dem leicht erregbaren jungen Offizier schoß die Blut noch dunkler ins Gesicht.

„Sie sind unverschämt, Herr — r!“ brauste er auf.

Der Beschimpfte zuckte zusammen, seine Zähne bissen heftig aufeinander und auch seine Augen flammten. Aber schon in der nächsten Sekunde hatte er seine frühere Gelassenheit wieder zurückgewonnen. Sich hoch aufrichtend entgegnete er, mit einem Blick geistiger Ueberlegenheit auf den Offizier, den er um eines halben Hauptes Länge überragte, herabsehend: „Ich bedauere, daß Ihre Erziehung Sie nicht hindert, im Ballsaal, in Gegenwart von Damen so — kräftige Ausdrücke zu gebrauchen.“

Der Offizier reckte sich in seinen Schultern und, noch immer erregt, gab er zurück: „Wenn Sie sich beleidigt fühlen, wissen Sie ja, was Sie zu thun haben. Ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

Er nickte stolz und setzte seinen Weg fort. Der ganze Auftritt hatte sich im Verlauf weniger Sekunden abgespielt und die Reden und Gegenreden waren mit unterdrückten, zischenden Stimmen geführt worden. Dennoch schien der jungen Dame, der sich der Offizier nun näherte, der kleine Streit nicht entgangen zu sein.

„Was hatten Sie denn mit Herrn Wagner?“ fragte sie mit Interesse den Leutnant, der eben seine Verbeugung vor ihr machte.

Der Gefragte strich sich sehr selbstbewußt den Schnurrbart.

„Der Herr benahm sich unschicklich,“ entgegnete er. „Und da machte ich ihn darauf aufmerksam, daß wir uns hier nicht auf einem Jahrmarkt befänden, wo sich der Plebs mit seinen Ellenbogen den Weg bahnt.“

„Und Herr Wagner?“

„Beliebte darauf etwas ironisch zu werden.“ Der Leutnant lächelte hochmüthig. „Na, da kam er natürlich bei mir an den Unrechten. Ich hielt mit meiner Meinung nicht zurück und nannte ihn —“

„Wie nannten Sie ihn, Herr Leutnant?“

„Pardon, gnädiges Fräulein, ich nannte ihn einen Unverschämten.“

Die junge Dame, eine hochgewachsene, schlanke Brünette mit dunklen ernsten Augen, erschrak sichtlich. Der Leutnant sah mit geheimer Befriedigung die Wirkung seiner Mittheilung.

„Und was wird nun werden, Herr von Bärenburg?“

Der Leutnant zuckte mit den Achseln.

„Ja, mein gnädiges Fräulein, wenn Herr Wagner Ehre im Leibe hat, wird ihm wohl weiter nichts übrig bleiben, als mich zu fordern.“

„Um Gotteswillen, ein Duell!“ rief die junge Dame erblickend.

Der Offizier nickte lächelnd.

„Das wird sich kaum vermeiden lassen, gnädiges Fräulein,“ erklärte er mit einer Miene, als ob ein Kampf auf Tod und Leben für ihn die harmloseste Sache der Welt sei. „Aber gnädiges Fräulein brauchen sich deshalb nicht zu beunruhigen. Ich verspreche Ihnen, daß, soviel an mir liegt, die Sache ohne ernste Folgen verlaufen wird.“ Der junge Mann reckte sich auf seine Bebenspitzen und tastete wieder nach seinem Schnurrbart. „Ohne zu schmeicheln, darf ich wohl sagen, daß ich als der beste Pistolenschütze im Regiment gelte. Ich werde mich begnügen, dem Herrn einen kleinen Denzettel zu ertheilen. Freilich, ein halbes Ohr wird er wohl auf dem Kampfplatz lassen müssen. Aber daran stirbt niemand. Im übrigen —“ der Sprechende sah seiner Dame mit einem berebten Blick ins Auge — „im übrigen ist mir das Renkontre durchaus nicht unerwünscht. Der Herr ist mir schon lange unsympathisch und ich habe immer gewünscht, ihn einmal in die ihm gebührenden Schranken zurückzuweisen.“

Die junge Dame erröthete. Sie wußte wohl, daß zwischen den beiden jungen Männern, die zu ihren eifrigsten Verehrern gehörten, seit geraumer Zeit eine Rivalität bestand, die nun zu einem offenen Ausbruch gedrängt hatte. Zum Glück überhoben sie die rauschenden Klänge der Musik sowie die Stimme des Herrn, der den Kontre kommandirte und soeben die ersten Paß ausrief, einer Antwort.

Für den nächsten Walzer war Klara Merten Herrn Wagner verpflichtet. Nachdem sie zweimal herumgetanzt hatten, bat die junge Dame ihren Tänzer, sie zu ihrem Platz zurückzuführen. Herr Wagner nahm neben seiner Tänzerin Platz. Die Röthe einer geheimen Erregung stieg der jungen Dame ins Gesicht, während sie sagte: „Sie haben einen Wortwechsel mit Leutnant von Bärenburg gehabt, Herr Wagner?“

Der junge Mann sah die Sprechende erstaunt an.

„Woher wissen Sie, gnädiges Fräulein?“

„Ich bemerkte es — vorhin — kurz vor dem Kontre. Der Streit wird Folgen haben?“

„Folgen? Ich weiß nicht, wie Sie das meinen?“

„Nun,“ die Sprechende blickte mit einem Ausdruck verhaltener angstvoller Spannung zu ihrem Nachbar auf, „Sie werden sich mit Herrn von Bärenburg duelliren?“

Der junge Mann machte eine Bewegung der Ueberraschung.

„Duelliren? Nein!“

„Wie?“ Klara Merten zeigte eine ungläubige Miene. „Sie werden Herrn von Bärenburg wirklich nicht fordern?“

Herr Wagner lächelte.

„Ganz gewiß nicht. Der Vorfall scheint mir doch nicht wichtig genug, daß deshalb Menschenblut vergossen werden müßte. Weil der Leutnant nicht Selbstbeherrschung genug besaß, um einen nicht salonfähigen Ausdruck, der ihm in seinem Aerger auf die Zunge trat, zu unterdrücken, deshalb soll ich ihm den Garaus machen oder mir von ihm eine Kugel in den Leib schießen lassen? Nein! Ich denke gar nicht daran. Ich habe dem Herrn meine Meinung über sein Auftreten nicht vorenthalten. Damit ist die Angelegenheit für mich erledigt.“

Die junge Dame athmete sichtbar auf. Der gespannte Ausdruck wich aus ihrem feingezeichneten, auffallend hübschen Gesicht.

„Sollten Sie anderer Ansicht sein, gnädiges Fräulein?“ fragte der junge Mann. „Glauben Sie, daß meine Ehre es erfordert, Herrn von Bärenburg vor die Pistole zu fordern?“

In die Mienen des jungen Mädchens trat etwas Kühles, Ablehnendes und eine Nuance von Enttäuschung lag in dem Ton ihrer Stimme, während sie jetzt antwortete: „Ich habe in dieser Beziehung keine Ansicht. Das ist eine Frage, die nur die Männer angeht. Sie müssen ja wissen, wie Sie sich Herrn von Bärenburg gegenüber zu verhalten haben.“

Und als wenige Minuten später der junge Mann sich von ihr verabschiedete, da zog sie ihre Stirn in Falten und ihre Blicke, mit denen sie Herrn Wagner nachsah, verriethen nichts weniger als Bewunderung. In ihrer Brust regte sich ein widerspruchsvolles Gefühl. Sie empfand zwar eine Erleichterung bei dem Gedanken, daß aus dem befürchteten Duell, von dem der Leutnant gesprochen, nichts werden würde, daneben aber fühlte sie eine leise Unzufriedenheit bei dem Gedanken, daß Herr Wagner dem Kampf mit Herrn von Bärenburg auswich. Gab er nicht damit dem Leutnant und aller Welt das Recht, geringschätzig von ihm zu denken? Ja, erwies sein Verhalten nicht überzeugend einen Mangel an Muth? Diese Empfindung der Enttäuschung und Unzufriedenheit verstärkte sich noch im Laufe des Abends. Die Ueberlegenheit seines Geistes sowie sein ernstes männliches Wesen hatten ihr Herrn Wagner bis dahin sympathischer gemacht, als irgend einen der anderen Herren ihres Verkehrskreises. Der Vorfall mit dem Leutnant ließ ihr sein Charakterbild plötzlich in einem anderen Lichte erscheinen. War Muth nicht die Haupttugend eines tüchtigen Mannes? Konnte man

einen Mann, der Furcht hatte, überhaupt noch achten? . . . Ihre Blicke richteten sich während des Balles oft auf Leutnant von Bärenburg. Staunen und Bewunderung quollen in ihr empor, während sie sich die ruhige, nichtachtende Gleichgiltigkeit ins Gedächtniß rief, mit der er von den Gefahren des Zweikampfes gesprochen hatte. Und sie konnte sich eines stillen Erröthens nicht erwehren, während sie der Worte gedachte, die der junge Offizier mit einer nicht mißzuverstehenden Betonung gesprochen hatte: „Das Renkontre ist mir durchaus nicht unerwünscht; ich habe schon immer gewünscht, den Herrn einmal in die ihm gebührenden Schranken zurückzuweisen.“

Die Bedeutung dieser Erklärung lag auf der Hand, er haßte in Herrn Wagner den Nebenbuhler und wäre ihm gern mit der Waffe in der Hand gegenübergetreten. War das nicht der Beweis einer tiefen Neigung, die ihr schmeicheln mußte? . . .

Herr Wagner aber schien sich wenig um den Eindruck zu kümmern, den sein Verhalten bei ihr hervorbringen mußte. Jedenfalls war sein Empfinden ihr gegenüber weniger lebhaft als seine Furcht vor der Pistole des Leutnants von Bärenburg.

Diese bittere Stimmung hielt bei Klara Merten auch während der nächsten Wochen an, umsomehr als allerlei Gerüchte umgingen, die wohl geeignet waren, die Sympathie, die sie bisher für Herrn Wagner empfunden, in das Gegentheil zu verwandeln. Das gesamte Offizierkorps der Garnison verweigerte dem jungen Mann die äußeren Zeichen der Achtung. Die Herren in Uniform grüßten ihn nicht mehr, noch erwiderten sie seinen Gruß. Ja, als Herr Wagner neulich ein von den Honoratioren der Stadt vielbesuchtes Restaurant betrat, hatten alle anwesenden Offiziere sich wie auf ein Kommando erhoben und das Lokal verlassen.

Es war eine natürliche Folge dieser Vorgänge, daß Klara Merten Herrn Wagner mit immer größerer Kälte und Gleichgiltigkeit begegnete, während sie sich die Huldigungen des Leutnants mit freundlicherem Entgegenkommen gefallen ließ, als sie ihm bis dahin bewiesen hatte. Man munkelte in der Stadt bereits von der Verlobung Klara Mertens mit Leutnant von Bärenburg, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, das nicht nur unter den näheren Bekannten der Familie Merten, sondern in der ganzen Stadt die größte Sensation hervorrief. Klaras Vater, Bankdirektor Merten wurde eines Morgens verhaftet. Er sollte sich gemeiner Betrügereien schuldig gemacht haben. Als Thatbestand wurde folgendes bekannt: Herr Merten hatte die Gründung einer Lebensversicherung projektirt. Er hatte bereits einen Agenten angestellt, der Zeichnungen von Aktien der neuen Handelsgesellschaft entgegennehmen sollte. Der Agent war ein paar Wochen hindurch sehr eifrig thätig gewesen. Diese Thätigkeit aber hatte ein plötzliches Ende nehmen müssen, denn die neue Lebensversicherungsgesellschaft war von der Behörde nicht genehmigt worden und so hatte die projektirte Gründung aufgegeben werden müssen. Nun meldete sich eine ganze Anzahl von Personen, die bereits Anzahlungen auf die von ihnen gezeichneten Aktien geleistet hatten. Herr Merten aber verweigerte rundweg jede Entschädigung der Betroffenen mit der Erklärung, daß der Agent nicht befugt gewesen sei, Anzahlungen zu erheben. Die Geschädigten wandten sich nun an die Staatsanwaltschaft und hier fiel die Aussage der Denunzianten schwer ins Gewicht, da von allen einstimmig angegeben wurde, daß der Agent eine mit dem Namen Merten unterzeichnete Vollmacht vorgewiesen habe, die ihn berechtigte, Zahlungen für die bereits konzessionirte Gesellschaft entgegenzunehmen. Daraufhin verfügte der Staatsanwalt die Inhaftnahme der beiden Beschuldigten. Zum Unglück für den Bankdirektor Merten zog sich die Angelegenheit in die Länge, da der andere Verhaftungsbeehl nicht vollstreckt werden konnte. Der Agent war spurlos verschwunden.

Für die Familie Merten begannen trübe Tage. Der als sehr wohlhabend in der Stadt geltende Bankdirektor hatte ein großes Haus gemacht und die angesehensten Familien der Stadt hatten bei ihm verkehrt. Nun mußte Frau Merten die bittere Erfahrung machen, wie wenig auf diese Freunde aus den guten Tagen zu

rechnen war. Ueberall, wohin sie sich um Rath und Beistand wandte, begegnete sie kühlem Achselzucken, frostigen Mienen. Auf der Straße ging man ihr aus dem Wege, oder sah starr geradeaus, wenn sich eine Begegnung nicht vermeiden ließ. Auch Leutnant von Bärenburg befolgte diese Taktik, als ihm eines Tages Frau Mertens mit ihrer Tochter auf der Straße entgegenkam. Mit peinlichem Herzklopfen sah Klara dem Moment entgegen, wo der Leutnant bei ihnen vorbei gehen würde und es war ihr wie ein Stich ins Herz, als Herr von Bärenburg, sein Gesicht nach der anderen Seite kehrend, nicht den Muth besaß, sich als Freund der von der ganzen Stadt Verfehmten zu bekennen.

Als die beiden Frauen ihre Wohnung betraten, wurde ihnen eine angenehme Ueberraschung zu theil. Es war Besuch da, Herr Wagner, der die Damen im Besuchszimmer erwartete. Mit freudiger Hast eilte er ihnen entgegen und drückte ihnen herzlich die Hände.

„Ich komme soeben von einer Geschäftsreise zurück,“ sagte er, „und höre erst jetzt von dem Unglück, das Sie betroffen hat. Es drängt mich, Ihnen mein innigstes Mitgefühl auszudrücken und mich Ihnen zur Verfügung zu stellen. Wenn ich Ihnen irgendwie dienlich sein könnte, so würde mich das mit besonderer Genugthuung erfüllen.“

Frau Mertens dankte mit ein paar warmen Worten. Klara war zu bewegt, als daß sie sprechen konnte, aber die Thränen, die in ihren Augen schimmerten, verriethen deutlich ihre Empfindungen. Zwischen Frau Mertens und Herrn Wagner entwickelte sich rasch ein eifriges Gespräch. Der niedergedrückten armen Frau that es offenbar wohl, einmal ihr Herz erleichtern zu können.

„Wie war es nur möglich,“ äußerte Herr Wagner, „daß der Staatsanwalt sofort die Verhaftung Ihres Vaters verfügen konnte?“

„Er glaubt eben an seine Schuld,“ erwiderte die gramgebeugte Frau bitter, „wie die ganze Stadt. O, wüßten Sie, was wir gelitten haben! Man flieht uns wie Pestkrante, niemand spricht mit uns, niemand kennt uns mehr.“

Herr Wagner blickte eine Weile sinnend vor sich hin, dann nickte er und sagte: „Ja, ja, das ist die alte Erfahrung. Das Beispiel steckt an. Beginnt erst einer zu zweifeln, so folgen ihm flugs die andern. Die Menge ist immer geneigt, das Schlimmste für das Wahrscheinlichste zu halten, und schließlich wagt niemand mehr, sich gegen die Stimme der sogenannten öffentlichen Meinung aufzulehnen.“

„Umsomehr sind wir Ihnen zu Dank verpflichtet,“ fiel Frau Mertens herzlich ein, „daß Sie uns mit Ihrem Besuche beglücken, daß Sie sich nicht wie die anderen vor uns, den Geächteten, zurückziehen.“

„Oh, ich thue nur meine Pflicht,“ lehnte der junge Mann bescheiden ab. „Ich kenne Ihren Väter gut genug, um überzeugt zu sein, daß er des ihm zur Last gelegten Vergehens völlig unfähig ist.“

Frau Mertens seufzte. „Wenn man doch auch dem Staatsanwalt und den Richtern diese Ueberzeugung beibringen könnte!“

„Nach meiner Meinung,“ sagte Herr Wagner, „ist der Agent ein abgefeimter Halunke. Es kommt alles darauf an, dieses Menschen habhaft zu werden.“

„Der Staatsanwalt hat bereits einen Steckbrief erlassen“ —

„Das genügt nicht,“ fiel der junge Mann eifrig ein. „Ich bin der Ansicht, daß man die Nachforschungen nach dem Verschwundenen selbst in die Hand nehmen muß, und ich würde Ihnen den Rath geben, sich zu diesem Zwecke an ein renommirtes Detektivbureau zu wenden.“

In den trüben Mienen der Frau des Verhafteten leuchtete ein Hoffnungsstrahl.

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Rath,“ sagte sie, „und ich werde nicht verfehlen, noch heute mit dem Vertheidiger meines Mannes darüber zu sprechen.“

Von da ab widmete Herr Wagner, obgleich er als Besitzer

einer großen Fabrik selbst sehr beschäftigt war, einen großen Theil seiner Zeit der Angelegenheit des verhafteten Bankdirektors. Er besuchte den Untersuchungsgefangenen in seiner Zelle, begleitete Frau Mertens auf ihren geschäftlichen Gängen und nahm auch an den Berathungen theil, die sie mit dem Rechtsanwalt ihres Mannes abhielt. Ja, er ließ es sich sogar nicht nehmen, selbst nach Berlin zu reisen, um mit dem Inhaber eines großen Detektivbureaus Rücksprache zu nehmen. Fast noch mehr als von dieser thatkräftigen Hülfe fühlten sich Frau Mertens und Klara durch die moralische Wirkung erhoben, die Herrn Wagners muthiges Beispiel auf andere hervorbrachte. Einer nach dem anderen fing wieder an, sich den Verlassenen zu nähern, sie aufzusuchen und ihnen den Glauben an die Unschuld des Verhafteten zu bezeugen. Nur die Vorsichtigeren hielten sich noch zurück, unter ihnen die Offiziere und überhaupt die vornehmeren Kreise der Stadt.

Die Nachforschungen des Detektivbureaus hatten einen raschen Erfolg. Der Schlupfwinkel des verschwundenen Agenten wurde in Berlin entdeckt und er selbst zur Haft gebracht. Zwar leugnete er jede Schuld und schob alle Verantwortung dem Bankdirektor zu, aber ein Brief, der mit anderen Papieren bei einer Hausdurchsuchung beschlagnahmt wurde, belastete ihn schwer. Das Schreiben rührte von der Hand des verhafteten Bankdirektors her und enthielt unter anderm folgende Stelle: „Sie haben die Zeichner von Aktien ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß Zahlungen erst nach erfolgter Konzeptionirung der Gesellschaft zu leisten sind.“

Freilich fand sich auch die Vollmacht vor, von der die Zeugen gesprochen hatten und nach der Mertens dem Agenten die Berechtigung verliehen hatte, Zahlungen zu erheben. Es ließ sich jedoch annehmen, daß dieses Schriftstück von dem Agenten in gewinnsüchtiger Absicht gefälscht worden war. Diese Annahme erwies sich während der Gerichtsverhandlung, die bald darauf stattfand, durch das Gutachten der Schreibfachverständigen als zutreffend.

Die Gerichtsverhandlung endete damit, daß der Staatsanwalt selbst die Freisprechung des mitangeklagten Bankdirektors beantragte, auf die dann auch in vollem Umfang erkannt wurde, während der betrügerische Agent seiner gerechten Strafe nicht entging.

Während der nächsten Tage war im Mertens'schen Hause ein fortwährendes Kommen und Gehen. Niemand wollte es sich nehmen lassen, dem schwergeprüften Manne, dessen volle Unschuld sich glänzend herausgestellt hatte, glückwünschend die Hand zu schütteln. Unter den Besuchern befand sich auch Leutnant von Bärenburg. Ein klein wenig Befangenheit konnte der sonst in seinem Auftreten so sichere Herr freilich nicht unterdrücken und als Klara seine schneidige Verbeugung nur mit einem kurzen, kühlen Kopfnicken beantwortete und bald nach seinem Eintritt das Zimmer verließ, da wußte er, daß er hier nichts mehr zu hoffen hatte.

Einen ganz anderen Empfang fand Herr Wagner. Klara eilte ihm freudig entgegen, faßte ihn an der Hand und führte ihn ihrem Vater mit den aufrichtig empfundenen Worten zu: „Hier, Papa, Dein Ketter, unser aller Wohlthäter!“

Ein paar Tage später fand zwischen den jungen Leuten eine Unterredung unter vier Augen statt. Herr Wagner erklärte Klara seine Liebe und fragte sie, ob sie seine Neigung erwidern könne. Statt einer Antwort sank Klara in die sich ihr entgegenbreitenden Arme des Geliebten. Herr Wagner küßte die sich ihm bereitwillig bietenden Lippen.

Mit einem neckenden Nicken fragte er: „Liebst Du mich denn auch wirklich und trägst Du mir gar nicht mehr nach, daß ich mich damals bei meinem Rentontre mit Leutnant von Bärenburg so wenig muthig gezeigt habe?“

Klara Mertens erröthete, dann sagte sie mit tiefer Bewegung: „Erinnere mich nicht an meine Thorheit, Geliebter! Du hast den größten Muth bewiesen, als Du Dich dem Vorurtheil einer ganzen Stadt entgegenstelltest. Mein ganzes Leben lang will ich Dir dafür danken . . .“

(Nachdruck verboten.)

In der Schmiede.

Eine Ostergeschichte von E. F a h r o w.

Prach! Bums! Bauz!

Rund um das Mariannche flogen die Holzschelte, die sie spaltete, und es war nicht nur die natürliche Wucht des abgehackten Materials, das eine so gefahrdrohende Atmosphäre um sie her verbreitete. Nein, mit richtiger Wuth hieben die rundlichen Arme drauf los, und von den kirschrothen Lippen puffte hier und da ein Kraftwort, das durchaus nicht nach einem milden Segensspruch klang.

Auf dem Hof, unweit von dem Holzplatz, lehnte an der Stallthür Wilm, der Urheber von Mariannchens Zorn und Lachte.

Nicht gerade laut, aber so recht stillvergnügt lachte er, der junge Maschinenbauer, der zu Besuch beim Bauer Wölkers war und in städtischer Kleidung gar fein abstach von den hemdärmeligen, arbeitsschmutzigen Burschen, die ab- und zugingen und den Hof festlich säuberten. Das Mädchel amüßte ihn.

Es war Samstag nachmittag, und das Mariannche hielt streng auf einen blühblanken Hof schon an jedem einfachen Sonntag, wie viel mehr noch zu Ostern! Morgen mußte es auf dem Wölkershof aussehen wie in der Puzstube, so war es Brauch im Dorf und so wollte es die regierende Herrin des stattlichen Schmiedeguts, eben das Mariannche.

Der alte Schmied ging vorbei und fragte seine Tochter, warum sie selber das Holz schlage, dazu sei doch der Emil da.

Den Emil habe sie in den Wald geschickt nach Lammengrün.

Nun, dann könne doch der Fritz oder Franz oder Joseph die Arbeit machen.

„Ach, geh weiter, Vater, ich thu' mir nichts! Weißt ja, daß ich lei' Arbeit scheue thu'.“

Das schon! Aber gewiß langweile sich doch der Better, ob sie nicht lieber mit dem plaudern wolle?

„Der soll mir nur komme!“ schnaufte Mariannche, „Braucht nit zu denke', daß unsereins für seine Stadtpäpze zu habe' is! Tapz der! Hat mich küsse' wolle — na wart!“

Und noch energischer haute sie auf das Holz ein, während der Alte kopfschüttelnd weiter ging. Sein Töchterchen verstand er nicht — im allgemeinen nicht. — Semineh, der Wilm war doch seiner Schwester Kind, der durfte doch schließlich der Kleinen einen Kuß geben! Aber „die Mädchen“! Ja, das war so 'ne besondere Menschenorte, da wußte man eigentlich nie, woran man war.

Und Mariannche war doch auf die Stadtschule gegangen, war zwei Jahre in Koblenz in einer theuren Pension gewesen, konnte wie die feinste Dame reden und sich benehmen, wenn sie wollte — aber sie wollte nicht. Sie war echtes, gutes Bauernblut und setzte ihre Ehre darein, eine unübertreffliche, praktische Wirthin zu sein. —

Als eine Stunde später der Schmied Feierabend gebot und das Schurzfell an die ruhige Wand hing, steckte Marianne den blonden Kopf zu der Thür herein, die vom Hause direkt in die Werkstatt führte.

„Laßt das Feuer noch nicht ausgehen, ich brauch's noch,“ sagte sie kurz.

Der Obergeselle, ein herkulischer, schwarzlockiger Bursche, dessen Wangen beim Anblick der Hausdöchter ein dunkles Roth überzogen hatte, räumte daraufhin das Handwerkszeug, das ihm persönlich gehörte, beiseite, zündete sich ein Pfeifchen an und lehnte sich mit dem Rücken zum Feuer in die offene Thür.

Meister und Lehrjunge verließen die Schmiede, der letztere, um mit Altersgenossen von den nahen Wiesen Körbe voll Anemonen und Butterblumen zu holen — für die Küche als festliches Osterfutter.

Otto, der Geselle, sah von fern den Better Wilm daherkommen, auf den er einen Haß vom ersten Augenblick an geworfen hatte. Wie fein der „Bengel“ aussah! Natürlich, so was gefiel ja den Mädchen, das stach ihnen in die Augen. Er selbst — er war beinahe zu groß und ungeschlacht, um jemals so recht schmutz aussehen zu können!

Davon ahnte der gute Otto nichts, daß seine urwüchsigge Heldengestalt, rauchgeschwärzt und mächtig wie sie da in der Thür lehnte, gerade einem Mädchen wie Marianne imponiren mußte. Bei ihr hatte der Schliff und der Firnis, den man ihr in der Stadt beigebracht, nur den Sinn für Vergleiche eröffnet, die allemal zu Ungunsten der Städter ausfielen.

Einige Minuten, nachdem der Vater ins Haus gegangen, trat sie selbst in die Schmiede, einen verbogenen Feuerhaken in der Hand.

Schweigend schürte sie die Kohlen zusammen, legte den Haken darauf und zog an dem Blasebalg.

Otto wandte sich halb herum.

„Was giebt's?“ fragte er kurz.

„Mein Feuerhaken ist verbogen, ich will ihn gerade machen.“

Ueber Ottos dunkles Gesicht lief ein Zucken.

„Wie hast denn den so verbiegen können?“

„Ja!“ sagte Marianne ganz kühn, „er ist mir im Noth vom Herd siße gebliewe — —“

Ei! dachte der Otto bei sich, so kannst Du lügen, Du Mariell? (Denn er war aus Ostpreußen und konnte sich die rheinische Art und Sprache durchaus nicht angewöhnen.) Am Nachmittag nämlich hatte er gesehen, wie das Mariannche mit selbigem Feuerhaken im Keller gewaltthätig gewirthschaftet und ihn zwischen eiserne Trallen geklemmt hatte, damit er recht zerbogen aussähe. — Er hatte das vom Kohlenkeller aus beobachtet. — Nun war der Otto zwar schüchtern, aber dumm war er nicht, o nein! Wenn die Mariell sich solche Mühe gab, um einen Haken krumm zu biegen, nur damit sie ihn nachher wieder in der Schmiede gerade machen konnte, so mußte das seine besonderen Gründe haben; und denen wollte er nun mal auf den Grund kommen!

Während das Mariannche ihren glühenden Haken auf den Ambos legte und drauf loshämmerte, daß die Funken stoben, hatte sich Otto vollends herumgedreht und kam jetzt langsam näher.

„Magst wohl das Schmiedehandwerk leiden?“ fragte er.

„Bin ja drin aufgewachse! Freilich mag ich's.“

In diesem Augenblick ging der städtische Wilm vorbei, sah das hämmern und lachte wieder wie vorhin.

„Bei Wölkers ist verkehrte Welt,“ sagte er leichthin, „da wollen die Mädchen die Mannsarbeit thun.“

„Hast recht!“ rief Mariannche schlagfertig, „und die Männer, die thun sich puze' und scharmiere'!“

Aber schon war der neckische Better vorbeigegangen, und auf der Dorfstraße ward es stiller.

Der Geselle trat näher und nahm ganz gelassen Mariannchens Haken und Hammer weg.

„Gieb her,“ sagte er ruhig, „ich mache's Dir.“

Einen Augenblick schoben sich die trotzigen Mädchenlippen vor, aber doch wehrte sie sich nicht.

„Hämmern und schmieden,“ sagte Otto, „das ist Männerfache, damit hat der Better schon recht.“

„So!“ fuhr Marianne auf. Vielleicht hat er auch überhaupt recht, der Kerl, — hat mich ja küsse' wolle'!“

„Was? Schwernoth! Der verfl . . .“

Aber er sprach nicht aus, denn soeben begannen die Osterglocken zu läuten. Beide schwiegen eine Zeitlang, bis der Klang aufhörte.

„Ich weiß nit,“ sagte Marianne, „mir ist's immer grad', als wär' der Oster Samstag schöner als der andere, der Feiertag.“

„Das kommt,“ sagte Otto bedächtig, „weil Du gar so gern schaffen magst, Mariellchen.“

„Wie sagst Du?“ lachte das Mädchen. „Mariellchen?“

„Das sagt man so bei uns zu Haus, so wie Ihr hier Mädchen, sagt.“

„Dir ist wohl oft bange nach Haus, nit wahr?“

„Nun — manchmal wohl. Aber wenn ich bei Dir bin, dann nicht mehr.“

Erschrocken über seine eigene Kühnheit hielt der Geselle inne. Er drehte den jetzt schon ganz geraden Feuerhaken hin und her und dachte daran, daß es sehr hübsch von der stolzen Schmiedebauern-tochter sei, so hier bei ihm in der dämmernden Schmiede zu stehen.

Draußen kamen Trupps von Kindern von den Wiesen zurück, manche ganze Körbe voll Weilchen tragend. Der Duft davon zog in Wolken in die Werkstatt hinein, und machte Marianne noch seliger, als sie ohnehin schon war — seit fünf Minuten. Die hellen Kinderstimmen draußen sangen:

„Sonntag, Staub aus,

Dem Winter gehn die Augen aus.“

„Otto,“ sagte das Mariannche jetzt ganz vernehmlich, „hat Dir der Vater schon gesagt, daß er bald aufhören will zu schmieden? Weil doch der Bruder zum Militär muß und der Hof dann einen besonderen Herrn braucht.“

„Nein,“ sagte Otto. „Aber wenn er das thut, dann zieh ich meiner Wege, denn von einem anderen Herrn laß ich mir nicht befehlen.“

„Das brauchst Du ja auch nicht,“ sagte das Mariannche leise, so leise, daß man es kaum hörte.

All ihre robuste Energie war ihr mit einemmal vergangen, sie zitterte — wenn der große, liebe, täppische Geselle nun — nicht verstand?

Aber er verstand sie sehr gut.

„Bei uns zu Haus,“ sagte er, indem er quasi vorbereitend den Haken weglegte, „da gehen zu Ostern die Paare, die einander in dem Jahre heiraten wollen, miteinander in die Kirche und sitzen nicht, wie sonst, getrennt — sondern nebeneinander.“

„Ach!“ machte Mariannche.

„Und dann weiß das ganze Dorf gleich, daß die zwei versprochene Brautleute sind.“

„Ja? Das ist hübsch, Otto.“

„Und nun möcht ich wissen, Mariellchen, warum Du heut nachmittag den Feuerhaken im Keller verborgen hast?“

Mariannche schrie ein wenig auf und schlug die Hände vor das Gesicht. Und Ottos ruhige Finger zogen sie ihr wieder herunter, und er bückte sich und schaute ihr schelmisch und zärtlich in die Augen.

„Ach Ihr Heiligen!“ seufzte das verschämte Mädchen, „was wirst Du denn nur denken, Otto! Ich — ich —“

„Na, ich denke, den Vetter Wilm, der hier auf die Brautschau gekommen ist, den magst Du ja wohl nicht leiden.“

„Nein! Garnit!“

„Wollen da wir beide — wollen wir morgen mit einander in die Kirche gehen, liebes Mariellchen?“

„Ja — ich bin dabei, Otto — — ach Gott — —“

Sie befand sich plötzlich mehrere Fuß hoch über der Erde in Ottos Armen.

Und das war ihm gerade recht, dem Mariannche. —

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Quadraträthsel.

A	A	A	B	B	1. Kopfbedeckung.
E	E	E	P	I	2. Mädchenideal.
I	I	K	K	P	3. Weltstadt.
P	P	R	R	R	4. Mittheilung.
S	S	T	T	U	5. Behälter.

Vorstehende Buchstaben sind derart zu ordnen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigelegten Bedeutung ergeben und die mittelste wagerechte Reihe gleichlautend ist mit der mittelsten senkrechten.

Merkräthsel.

Marschner, Dante, Striegau, Bierskat, Harmonika.

Von jedem Wort sind zwei nebeneinanderstehende Buchstaben zu merken, die im Zusammenhang eine bekannte afrikanische Insel bezeichnen.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Vorhandspieler, hält bis Null ouvert, muß aber passen, da M, der Spieler in Mittelhand, Großspiel mit Zweien ansagt auf folgende Karte:

a, bB, aA, 10, K, bA, cA, D, dA, K.



Das Großspiel wird verloren, obwohl die d10 blank sieht. H hatte noch einmal soviel Augen in der Karte als V; im Skat lagen a3, dD. Der Spieler kam nur bis 57. Wie war Kartenvertheilung und Gang des Spieles.

Auflösung des Bilderräthfels.

Karawanentheater.

Auflösung des Magischen Dreiecks.

M
A I
D O N
R I N D
I R E N E
D O L M A N

Auflösung des Quadraträthfels.

T R O P F E N
R O M A N Z E
B A L L I N A
P A L E R M O
F L O R I A N
T R O M M E L
B A R O N E T

Auflösung der räthselhaften Inschrift.

Zahnatelier.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von König und Kockelkorn).

B. Kd7, Te8, La2, a5, Ba4, d3. — Schw. Ke5, Sh6, Bf6.
1. Te8—e3, Kd4. 2. Te4+. — 1., Sf5. 2. d4+.

Richtige Lösungen gingen ein von: Willi und Alfred Hesse, Erna Schmidt, Emil Albrecht, Erich Stübner, Erich Malzahn, Richard Stengel, Walter Zacharias, Emil Kirchner, Willi und Fritz Pollack, Hans Kuhl, Rudolf und Charlotte Schiffner, Alfons Marohn.